

Kleinere Mitteilungen.

Afrika.

Die Ruandabahnprojekte.

Gewiß das wirtschaftlich wertvollste Stück Zentralafrikas, das sich in dem so ausgedehnten deutschen Kolonialbesitz befindet, ist das sogenannte Zwischenseengebiet, das zwischen der gewaltigen Wasserfläche des Viktoriasees, des zweitgrößten Süßwassersees der Erde, dem westlich davon gelegenen, viel kleineren Albert-Eduard-See und dem südlich gelegenen, langgestreckten Tanganyikasee gelegen ist. In diesem landschaftlich reich gegliederten Gebiet hat das Deutsche Reich drei Residenturen seit einigen Jahren errichtet, nämlich in Bukoba für das gleichnamige, am Westufer des Viktoriasees gelegene Gebiet, in Kigali für Ruanda (südlich vom Albert-Eduard-See) und in Gitega für Urundi, das sich am Nordostufer des Tanganyikasees hinzieht. Anlässlich der verschiedenen Bahnprojekte in diese reichen Länder erfuhr man aus verschiedenen Quellen Näheres über die dortigen Verhältnisse. Wie der Resident von Ruanda mitteilte, ist der dortige Sultan Herr von Grund und Boden, so daß alle Kaufgeschäfte unmittelbar zwischen Käufer und Sultan stattfinden und nur der Genehmigung des Residenten bedürfen. Auf Grund derartiger Rechtsverhältnisse gelang es auch, den Bestand der dortigen Waldungen — soweit sie noch nicht verwüstet sind — zu sichern; das Land ist nämlich infolge Raubbaues sehr holzarm geworden und Wälder finden sich nur noch in den gebirgigen Grenzgebieten. Theoretisch sind dort die Eingeborenen ohne jeden Bodenbesitz, immerhin haben aber die Häuptlinge ein lebhaftes Interesse daran, sie an der Scholle festzuhalten, da davon ihr eigener Einfluß abhängt. Das Land ist so dicht bevölkert, daß keinerlei Aussicht besteht, dort Europäer anzusiedeln. Wie der Staatssekretär der Kolonien Dr. Solf ausführte, besitzt dieses Land einen viel höheren Staatsorganismus als irgendein anderer Teil des afrikanischen Schutzgebietes, so daß man darauf verzichten kann, Bezirksämter einzurichten, und sich darauf beschränkt, das System der Residentur weiter auszugestalten. Abgesehen vom rein militärischen Moment wird ein Bahnbau in dieses Land von großer Bedeutung sein, da man die Einführung der Kaffeekultur, die in Bukoba schon eine große Rolle spielt, dort erwartet; mit den heutigen Verkehrsmitteln kann der Kaffee die Fracht nicht ertragen.

Die Residentur in Bukoba ist die einzige, von der man derzeit sagen kann, daß sie das Gebiet auch wirklich beherrsche. Nicht weniger als zwölf Sultanate unterstehen ihr, und hier wie in den beiden übrigen Residenturen sind die Sultane die uneingeschränkten Herren des Landes, die Besitzer allen Viehs, jeglichen Landes und seiner Erträge und der Menschen selbst. Es besteht eine Lehenwirtschaft, und mit dürren Worten charakterisiert der Korrespondent der „Frankfurter Zeitung“ die Verhältnisse: „Eine durch rohe Gewalt in Besitz der Herrschaft und jeglichen Eigentums gelangte Oberschicht versteht es, auf Kosten der arbeitenden, unterjochten Völkerstämme fremden Blutes ein Schmarotzerdasein zu führen.“

Der wirtschaftlich am weitesten vorgeschrittene Teil des Zwischenseengebietes ist Bukoba mit der gleichnamigen Hauptstadt, die zugleich Sitz der Residentur und einer Feldkompagnie der Schutztruppe ist. Die Bevölkerung ist — sehr im Gegensatze zu der anderer Teile Zentralafrikas — sehr arbeitsam, betreibt Land- und Viehwirtschaft mit großem Erfolg und könnte recht wohlhabend sein, wenn die herrschende Oberschicht sie nicht ausbeuten würde. Die dort blühende Kaffeekultur ist innerhalb zweier Jahre ganz erheblich gestiegen, und schon 1911 wurden 478 t Kaffee ausgeführt, im folgenden Jahre 670 t im ungefähren Werte von M. 750.000.—, und für 1913 ist eine weitere Steigerung konstatiert, aber noch nicht ziffernmäßig festgelegt. Sämtliche Kulturen befinden sich im Besitze von Eingeborenen.

Ruanda ist vor allem ein bedeutendes Viehzuchtland, und die Zahl der Rinder wird mit einer Million angegeben; allein auch Kleinvieh findet sich in großer Menge, und die Stückzahl dürfte sich eher höher als niedriger wie eine Million stellen. Erheblich weniger weiß man über die gleichfalls recht bedeutenden Viehbestände von Urundi, da es in diesem gebirgigen und vielfach wild zerklüfteten Gebirgsland den schwer zu behandelnden und wohl nicht ohne guten Grund mißtrauischen Eingeborenen leicht gelingt, ihr Vieh zu verbergen. Kenner des Landes nehmen für Groß- und Kleinvieh etwa die gleiche Stückzahl wie für Ruanda an. Bis zu gewissem Grade hat man einen Maßstab für die Beurteilung des Viehreichtums im Zwischenseengebiet in den Ausfuhrziffern des Hafens von Bukoba, von dem aus die Häute in den Verkehr gelangen; danach sind im Jahre 1908 299 t, 1912 dagegen 1125 t Häute und Felle exportiert worden, und dabei handelte es sich nur um Häute gefallener Tiere; drei Viertel davon entstammt den beiden genannten Ländern.

Außer dem Viehreichtum besitzt das Zwischenseengebiet noch eine sehr große Bedeutung als Ackerbauland. Eines der Hauptnahrungsmittel sind die Erdnüsse; von diesen konnten über die beiden Häfen Muanza und Bukoba im Jahre 1902 etwa 4000 t exportiert werden, und entsprechend der Steigerung der vorhergehenden Jahre betrug der Export 1913 noch mehr, indes liegen die einschlägigen statistischen Daten noch nicht vor.

In volkswirtschaftlicher Hinsicht wird darauf hingewiesen, daß der Bau der Ruandabahn der Beseitigung des veralteten Lehenwesens

sehr vorarbeiten würde und die Möglichkeit bietet, daß weite Volkskreise, die derzeit mittellos sind, zu eigenem Besitz, namentlich auch solchem an Grund und Boden gelangen. Die Frage nun, an welche bestehende Linie diese neue Bahn anknüpfen soll, hat zu heftigen Kontroversen geführt. Drei Möglichkeiten kommen da in Betracht. Der kürzeste Weg wäre eine vom Westufer des Viktoriasees ausgehende Stichbahn nach Ruanda; dann käme eine Verlängerung der jetzt in Moschi am Kilimandscharo endigenden Nordbahn in Betracht, die bis zum See ausgebaut werden müßte, sowie die Anlage einer Trajektverbindung mit der erwähnten Stichbahn, und endlich kommt ein Anschluß an die Tanganyikabahn in Betracht. Für das erste Projekt scheint auf den ersten Blick die Kürze der Strecke zu sprechen; allein die Kosten würden unverhältnismäßig hohe sein, da Bukoba als Anfangspunkt nicht in Betracht kommt, da es keinen Hafen, sondern nur eine offene Reede besitzt und weiter südlich, in der Lubembe-Bai, Moli und Kais mit großen Kosten erbaut werden müßten. Dazu kämen noch kostspielige Brückenbauten über den Hauptzufluß des Viktoriasees, den etwa 100 m breiten Kagera, und dann die Kosten eines Bahnbaues im Hochgebirge. So mußte von diesem Plan von vornherein abgesehen werden. Anders lagen die Verhältnisse bezüglich der beiden anderen Projekte, die beide eindruckliche Befürwortung fanden. Nach sehr eingehenden Debatten fand im Gouvernementsrate das von der Regierung vorgeschlagene Projekt die nötige Stimmenmehrheit: Von Tabora aus, einem der wichtigsten Orte des Inneren, soll eine Zweigbahn nach Ruanda gebaut werden. Tabora liegt an der Tanganyikabahn, in etwa 5° nördl. Br., und ist in Luftlinie noch etwa 300 km vom See entfernt, liegt rund 1240 m hoch und dürfte derzeit an 20.000 Einwohner haben. Die Bahn soll in nordwestlicher Richtung bis zu dem ziemlich genau unter 1° südl. Br. gelegenen Kageraknie führen; in Ruanda befinden sich große schiffbare Strecken, und an diese soll die Bahn anschließen. Die Kosten der genannten Bahn werden auf 53 Millionen Mark geschätzt.

—g—

Neukamerun in neuer Beleuchtung.

Von allgemeinerem Interesse sind die Ausführungen eines augenscheinlichen Kenners der Gegenden, des Oberleutnants a. D. Franz Kolbe, in einem Berliner Blatt, denen wir folgendes entnehmen.

Der pessimistischen Auffassung, als stünde das im Marokkovertrege neu erworbene Gebiet einen großen Teil des Jahres unter Wasser und herrsche die Schlafkrankheit in einer Weise, die die wirtschaftliche Produktivität der großen Gebiete gänzlich untergrabe, muß entschieden entgegengetreten werden. Zum mindesten kann von einer Generalisation in diesem Sinne gar keine Rede sein, da man es mit vier voneinander stark abweichenden Teilen zu tun hat.

Der mindestbewertete Teil ist auch nach Ansicht der kompetenten französischen Behörden das Süddreieck des Sanga, eines rechten Nebenflusses des Kongo, der aus dem Hochlande von Adamaua kommt.

Für dieses Gebiet trifft das zu, was vielfach für ganz Neukamerun angenommen wurde. Einen großen Teil des Jahres über steht der größte Teil des Gebietes unter Wasser; reichlich findet sich dort Kautschuk und Elefantenherden bevölkern die Wildnis; allein von einer Durchforschung kann noch keine Rede sein, zumal der dichte Urwald besonders schwer zugänglich ist. Selbstverständlich spielen in einem solchen Gebiet die Fieber eine große Rolle, und ob wirtschaftlich einmal etwas heraus schauen wird, ist derzeit noch recht fraglich.

Dagegen ist sehr wertvoll und reich an Nutzpflanzen das bei Wesso an das Sangadreieck anschließende Süddreieck zwischen Spanisch-Muui und dem Sangafluß. Eine von Hauptmann Perriquet kommandierte Expedition hat auf Befehl der französischen Regierung vor zwei Jahren das Gebiet durchforscht, um Vorstudien für einen Bahnbau von der im nördlichen Gabun gelegenen Hafenstadt Libreville nach Wesso zu machen. Wie in dem im Sommer 1913 veröffentlichten Bericht steht, ist das ganze Gebiet mit hochstämmigem Urwald bewachsen, Kautschuk, Ebenholz und andere wertvolle Nutzhölzer finden sich dort in Menge, stellenweise finden sich sogar hundert Kautschukbäume pro Hektar, allerdings nur an vereinzelter Örtlichkeiten. Die Bevölkerung, die Pahuins, sind ein Jägervolk und betreiben auch Fischfang, aber wenig Ackerbau. Dafür leisten sie desto mehr im Raubbau; für ihre kleinen Farmen schlagen sie alle paar Jahre ein neues Stück Urwald nieder. Da der Fischreichtum des Landes ein großer ist, so bilden Fische die Hauptnahrung.

Ein reiches Kautschukgebiet ist auch das Walddreieck zwischen der Altkameruner Grenze und dem Ubangi. Gegen den Sanga zu und seine Nebenflüsse ist aber das Land furchtbar von der Schlafkrankheit heimgesucht, und ganze Ortschaften sind nach einwandfreien Berichten vollständig ausgestorben, andere dermaßen verseucht, daß ihr Aussterben nur eine Frage weniger Monate ist. Fast das ganze Dume- und das Njonggebiet ist verseucht und es wird enormer Anstrengungen bedürfen, um die ganze zwischen Sanga und Ubangi wohnende Bevölkerung vor dem Aussterben zu schützen sowie ein weiteres Vordringen nach Norden und Westen zu verhindern. Für das Jahr 1914 schätzt die Südkameruner Handelskammer die Kosten der Bekämpfung dieser Seuche auf M. 600.000.—.

Von hohem wirtschaftlichen Wert ist auch das Steppenland nördlich des Jadehochlandes, also im Flußgebiet des Schari, der in den Tschadsee mündet. Das von Bornunegern bewohnte Gebiet eignet sich sehr für Ackerbau und Viehzucht, und alle Europäer, die dorthin kamen, haben ihrer Verwunderung über den hohen Stand der Ackerwirtschaft Ausdruck gegeben. Dort gedeihen Reis, Mais, Hirse, Bohnen, Sesam und Erdnüsse sowie Tabak vorzüglich, eine Kaffeeart — wohl der Liberiakaffee — wächst wild und zum Baumwollbau eignen sich vor allem die Flußtäler des Logone und des Pende, vor allem aber die Landschaft Nundang.

Für die Beurteilung des Landerwerbes kommt noch ein anderes Moment hinzu. Das ist der Anschluß an die Kongoschiffahrt; der

Sanga ist ganz in deutschen Händen, sofern dieser Ausdruck bei den jetzigen Verhältnissen gebraucht werden kann. Die Verschiebung der Grenze bis an den östlichen Logone erlaubt die wirtschaftliche Erschließung des zentralen Sudans von Kamerun aus. Dazu wäre nur der Bau einer etwa 1200 km langen Eisenbahn von Duala bis an den Logone nötig, womit die weitaus kürzeste Verbindung mit dem französischen Tschadseegebiet gegeben wäre. Derzeit belaufen sich die Transportkosten pro Tonne bis Fort Archambault von Frankreich aus auf etwa Frs. 1000.—, nach dem Bau der bezeichneten Strecke und dem Weiterbau bis zum genannten Fort, dem Verkehrsmittelpunkt des ganzen französischen Tschadseegebietes, ließen sie sich auf deren 400 herabdrücken. Damit wäre der französische Sudan zum wirtschaftlichen Hinterland von Kamerun gemacht, was selbstverständlich von weittragenden Folgen zugunsten des Aufschwunges Kameruns begleitet wäre.

—n—

Ozeanien.

Die Wollastonsche Expedition in Holländisch-Neuguinea.

Im Frühling 1913 gelangten offizielle Nachrichten nach Holland, die besagten, daß Dr. A. F. R. Wollaston, der bereits früher an der von der Vereinigung britischer Ornithologen veranstalteten Expedition leitenden Anteil genommen, mit Erfolg den Carsztenberg bestiegen und damit das Hauptziel seiner Reise erreicht habe. Im März 1912 teilte das „Geographical Journal“ einiges über die geplante Expedition mit. Seine ersten Spuren hatte Dr. Wollaston bei der 1906 unternommenen englischen Expedition in das Ruwenzori-gebirge in Zentralafrika verdient; wie bemerkt, war er dann später bei einer holländischen Expedition 1909—1911, die das Schneegebirge, das die Holländer als Nassaukette bezeichnen, ebensowenig erreichte wie eine englische Expedition. Wollaston faßte nun den Plan, wie bei der früheren holländischen Expedition in den Utakwafluß einzulaufen und womöglich die Wasserscheide zu erreichen. Nebenbei mag bemerkt sein, daß die ursprüngliche Taxation des höchsten Berggipfels, des Carsztenberges, die mit 18.000 Fuß angegeben war, sich als zu hoch erwies; die englische Expedition gelangte zu einem Wert in der Höhe von 16.000 Fuß. Daß von einer großen Genauigkeit infolge der stets wechselnden Refraktionsverhältnisse gar keine Rede sein kann, darauf wurde in diesen Blättern anlässlich der Berichte über Messungen im Himalaja schon wiederholt hingewiesen. Wollaston sollte begleitet werden von C. Boden Kloss, dem Kurator des Museums von Kuala-Lumpur im Staate Selangor (malaiische Halbinsel), der im malaiischen Gebiete über viel Reiseerfahrung verfügt. Wenn möglich, sollte sich noch ein Geologe anschließen. Als Träger sollten in Borneo Dayaks aufgenommen werden, für September war die Landung am Utakwafluß geplant.

Wie die genannte Zeitschrift vom Mai 1913 mitteilt, kam die Expedition tatsächlich am 19. September 1912 an der Mündung des Utakwaflusses an, und neun Tage später war die Ausschiffung vollendet. Mittels Motorboot wurde 20 Meilen landeinwärts auf dem östlichen, als Setekwa bezeichneten Flußarm gefahren und dort ein Lager errichtet, dann zwei Tagereisen weiter, wo auch die Kanoes der Eingeborenen versagten, ein zweites. Der Flußlauf ist sehr gekrümmt, denn 60 Meilen landeinwärts auf dem Wasserweg ist man nur 32 Meilen von der Küste in Luftlinie entfernt. Dann ging es nordwestlich durch die Vorgebirge, meist der Route nach, die 1910 die holländische Expedition unter Van der Bie genommen, und in einer Meereshöhe von 1600 Fuß wurde das erste Proviantdepot errichtet. Weitere zwei folgten in Intervallen von je drei Tagemärschen. Schon von der ersten Proviantstation aus schien es, als ob der geeignetste Anstieg zum Carsztenberg in westlicher Richtung in das tief eingeschnittene Tal des eigentlichen Utakwaflusses führen würde, der vom höchsten Teile des Gebirges zu kommen scheint. Doch schienen die Hänge so steil und das Tal so schmal, daß die Route infolge des fortwährenden Auf- und Absteigens einen sehr beschwerlichen Eindruck machte. Täglich konnte man eine Stunde nach Sonnenaufgang den Berg prächtig sehen und gewann dabei den Eindruck, daß man nach Erreichung des Schnees nicht sonderlich viel Schwierigkeiten haben könne, die Wasserscheide zu erreichen, vielleicht daß auch der Gipfel verhältnismäßig unschwer zu erreichen sei; was allerdings auf dem Wege bis an den Rand des Schnees für Schwierigkeiten zu überwinden sein würden, das ließ sich nicht beurteilen. Zu den ersten Fragen, die sich Dr. Wollaston stellte, gehörte die, in welchem Zusammenhang der Carsztenberg mit dem auf der früheren Expedition von der Mimika aus beobachteten großen Schneefeld stehe, ferner war über die Ausdehnung des Schneefeldes nichts bekannt, und ebenso wenig darüber, ob sich nördlich von diesem Gipfel noch andere, vielleicht höhere finden.

Die Expedition konnte sich nur langsam vorwärts bewegen, und die dichte Bewaldung, die tief eingeschnittenen Schluchten, die wilden Gebirgswasser und nicht zuletzt die außerordentliche Feuchtigkeit der ganzen Gegend machten den Marsch ungemein beschwerlich. An den scharfen Kanten der Kalkfelsen wurden die Füße der Dayaks wund, die sich im übrigen vorzüglich bewährten. Bereits im Dezember konnte Dr. Wollaston mit Kloss zusammen bis auf etwa 8 Meilen in die Nähe der Bergspitzen gelangen; in einer Meereshöhe von 4000 Fuß fand er eine zahlreiche Bevölkerung von kleinem Wuchs — indessen keine Pygmäen — die sich sehr freundlich verhielt. Ohne die Fußpfade der Eingeborenen wäre es wohl kaum möglich gewesen, eine irgendwie beträchtliche Höhe zu erreichen.

Wie Wollaston später berichtete, gelang es der Expedition, in einem dreitägigen Marsch von dem oben genannten Lager aus durch das tief eingeschnittene Utakwatal an die Grenze des eigentlichen Hochgebirges zu gelangen. Dazu war es nötig, den wasserreichen Berg-

strom zu übersetzen, um auf das Westufer zu gelangen. Das geschah mittels Rotangschlingen, die an einem einzigen Rotangseil glitten; später wurde dieses — eine Palmenart, Stammpflanze des spanischen Rohres — durch eine Hängebrücke aus dem nämlichen Material ersetzt. Hier wurde wieder eine Proviantstation errichtet und zunächst nach einem Aufstieg in das Hochgebirge gesucht, um in einem Abstände von drei Tagemärschen wieder ein Depot zu errichten. Dieses wurde in einer Höhe von etwa 6000 Fuß angelegt, dann ging es das Tal des Banderong hinauf, und nach drei Tagen gelangte man an einen 10.500 Fuß hoch gelegenen Punkt, von dem man die in einer Höhe von etwa 14.200 Fuß gelegene Schneegrenze des Carsztengipfels erreichen konnte. Am 30. Jänner 1913 kam Dr. Wollaston mit Leutnant Van de Water bis an die Schneelinie und zwei Tage später mit Kloss zu einem einige hundert Fuß höher gelegenen Punkt, wo die Eismassen eines der kleinen, vom vereisten Gipfel kommenden Gletscher ein weiteres Vordringen unmöglich machten.

In einer Höhe von 5000—7000 Fuß verändert sich der Charakter des Waldes beträchtlich: die Bäume werden kleiner und das Unterholz weniger dicht, dafür treten mehr Kräuter auf; bei etwa 8000 Fuß sind Charakterbäume die Kasuarinen, dann folgen blühende Sträucher, Rhododendron und Heidekräuter. Dazwischen gedeiht eine üppige Moosvegetation, und so geht es weiter bis zwischen 10.000 und 11.000 Fuß, wo dann die Felsen nach dem Berichte Dr. Wollastons so steil werden, daß nur noch ganz kleine Pflanzen gedeihen können.

Von Süden gesehen stellt sich der Carsztengipfel als eine Kalksteinklippe dar, die ohne sonderliche Schwierigkeit erklettert werden kann. Während des Aufenthaltes im Hochgebirge war die Expedition beinahe immer von Eingeborenen begleitet, die dort in 4000—6000 Fuß Höhe wohnen und sich sehr zuvorkommend erwiesen und alle Fußsteige zeigten. Ihre materielle Kultur ist eine sehr niedrige, sie leben noch im Steinzeitalter, sie benützen Steinäxte und Steinmesser, Bogen und Pfeil. Immerhin bauen sie Tabak, auch Zuckerrohr, beides indessen nur in geringer Menge. Hauptnahrungsmittel ist die Batate.

Die Gesundheit der Expedition war durchaus befriedigend, sehr im Gegensatze zu der 1909—1911 am Mimikafluß tätigen, die sehr unter der ihrer Ursache nach noch sehr dunklen Beriberikrankheit zu leiden hatte. Außer den rein geographischen Ergebnissen wurde ein reichliches ethnographisches Material mitgebracht, abgesehen von zoologischen und botanischen Sammlungen, die der Tätigkeit des Herrn Kloss in erster Linie zu verdanken sind. Am 3. April 1913 verließ die Expedition die Insel.

—n—

Von der deutschen Sepikexpedition.

Wie wir bereits berichtet haben, hat sich i. J. 1913 eine Expedition an den Sepik begeben, der neuerdings offiziell als Kaiserin-Augusta-Fluß bezeichnet wird und sich in Deutsch-Neuguinea befindet. Die Kosten der Expedition bestritten das Reichskolonial-

amt, die königlichen Museen und die Deutsche Kolonialgesellschaft. Das „Berliner Tageblatt“ veröffentlicht einen langen, aus Karadjundo vom November 1913 datierten Artikel aus der Feder des Dr. Thurnwald, dem wir folgende Angaben entnehmen. Im Sommer 1913 fand der Verfasser die weite Ebene, die sich zwischen dem Flußlauf und der Küste ausdehnt, fast unbewohnt und erst am Gebirgsabhang begannen die Siedlungen; zahlreich waren die Dörfer an den wenige hundert Meter erreichenden Bergen. Überblickt man die Karte, so wird man leicht geneigt sein, diese Beobachtung zu verallgemeinern und zu konstatieren, daß die Ebene zugunsten des Gebirges von diesen Völkern gemieden wird. Das hat sich indessen als ein voreiliger Schluß erwiesen, denn als Mitte Oktober der Verfasser weiter nordwärts einen abermaligen Vorstoß nach der Küste vom Flusse aus unternahm, fand er in den dort etwa tausend Meter erreichenden Dörfern nur spärliche Ansiedlungen, dagegen war die Ebene dicht bevölkert. Der Reisende, der über große Erfahrungen in der Südsee verfügt, hat nirgends eine derart dichte Bevölkerung getroffen, selbst nicht an der Südspitze von Bougainville. Die Reise ging ungefähr in der Richtung des 143. Meridians nordwärts. Vom Dampfer aus möchte man eine sehr sumpfige Ebene vermuten, das ist indessen nicht so sehr der Fall; in nördlicher Richtung streichen grasbedeckte Hügelketten von 8—15 m Höhe, zwischen denen sich oft Sagosümpfe befinden. Die Wege folgen natürlich den Bodenerhebungen, sind aber nach schweren Regengüssen des zähen Lehm Bodens wegen schwer zu begehen. Hier nimmt die Bevölkerung gegen das Gebirge hin an Dichtigkeit zu; wie auch anderwärts in der Südsee, ist die Bevölkerungsdichte an den Bergabhängen am größten. Das findet seine Erklärung darin, daß die Ernährungsbedingungen die günstigsten sind, bieten doch die Gebirgswässer ihre Fische und Schalthiere, das für die noch im Steinzeitalter lebenden Eingeborenen nötige Rohmaterial liefern die Felsen, an Wild finden sich Kasuar, Baumbär und wildes Schwein, und zu den Zeiten, wo das Gras in der Steppe dem Feuer zum Opfer fällt, retten sich Känguruh, Beutelratten und aufgescheuchte Vögel in das nahe Gebirge; in den Mulden wächst die Sagopalme und am Fuße des Gebirges ist das Land besonders fruchtbar. Die Ernährungsbedürfnisse sind gegenüber den Wohnungsbedürfnissen sehr überwiegend, die in einem so waldreichen und warmen Lande keine große Rolle spielen können; gar keine aber die Kleidungsfrage, die sich auf Muschelschmuck und Farbe reduziert. An Reizmitteln kommen Betelnuß und Tabak in Betracht, die beide vorzüglich gedeihen.

Die Bevölkerung ist im Süden kleiner, im Norden größer und langbeiniger; sehr stark ist der Bartwuchs. Nicht unfreundlich war der Empfang in den Dörfern, doch fehlte es auch nicht an Mißtrauensäußerungen. Schließlich wurden Kokosnüsse, Yams, Taro, Bananen u. a., sowie auch Tabak in großen Mengen gebracht. Nicht uninteressant sind die Freundschaftsbeteuerungen, wie sie namentlich im Süden des Landes üblich sind: Man greift an den Nabel, um damit anzudeuten, daß man zur selben Familie gehöre, somit keinen Kampf

wolle. Außerdem greift man sich an die Nase, um damit zu sagen: Dein Geruch ist mein Geruch. Doch ist diese Form der Freundschaftsbeteuerung in den weiter nördlich gelegenen Dörfern nicht mehr bekannt.

Die Führer, die sich von Ort zu Ort ablösten, pflückten große Taroblätter, die die Reisenden wie etwa Ölzweige oder eine weiße Fahne hochhielten, um damit ihre freundschaftliche Gesinnung zu dokumentieren. Die Dörfer sind im Süden teilweise in ähnlicher Weise befestigt, wie am oberen Töpferfluß, nämlich durch Verhaue, in denen sich Tore befinden. Auch umgeben starke Zäune die Pflanzungen gegen den Einbruch von Menschen und Wildschweinen. In einer geradezu mustergültig ordentlichen Weise sind die Kulturen von Bananen, Taro und Yams angelegt, die Abstände sind gut, die Reihen geradlinig, nach der Rotangschnur gezogen. Yams, die sonst wie in nördlichen Gegenden der Wein gezogen werden, wachsen hier auch in Lauben, wie etwa die Reben in Südtirol. Einen sehr guten Eindruck machen auch die Kokosbestände. Große Dörfer liegen immer auf Anhöhen, im Norden auf Graten der bis zu 100 m ansteigenden Hügelketten. Während am Strom wie an der Küste das Pfahlhaus herrscht, ist hier das Haus direkt auf den Boden gebaut, das steile hohe Dach reicht bis auf die Erde und vertritt damit zugleich die Wand. Im Süden ist der First horizontal, im Norden fällt er um 5—10 Grad gegen hinten ab, außerdem sind die Dächer dort nicht so hoch. Eine bestimmte Richtung zum Wege wird nirgends eingehalten, der sich dazwischen durchwindet. Im Norden trifft man es öfters, daß mehrere Häuser durch einen gemeinsamen Zaun umschlossen sind, die dann von verwandten Familien bewohnt werden. Die Häuser sind verhältnismäßig eng aneinander gebaut, da sie sich auf den oft nur wenig Raum bietenden Graten zusammendrängen müssen, denn die Flußtäler sind zu eng und die Abhänge zu steil. Nicht zu vergessen ist auch die militärische Seite, der bessere Schutz gegen feindliche Überfälle.

Die oben erwähnte große Einwohnerzahl ist numerisch sehr schwer zu schätzen, indem man auf dreierlei Beobachtungen angewiesen ist: auf die Zahl der Dörfer, die Zahl und Größe der Häuser in den Dörfern, sowie auf die Zahl der bei einem Besuche im Dorfe erscheinenden Männer. Stellten sich in den großen Dörfern und Dorfkomplexen deren bis zu dreihundert ein, so darf die Bevölkerung wohl auf tausend Köpfe geschätzt werden. Benachbarte Dörfer erkennt man oft an den auf den Hügeln gelegenen Kokospflanzungen. Das durchwanderte Gebiet schätzt Thurnwald auf 10.000 bis 15.000 Seelen.

Erreichbar ist das Gebiet auf zwei Wegen: Von der Küste führt aus der Gegend von Dallmannhafen eine Verbindung über verhältnismäßig niedrige Höhen, weit bequemer ist aber die Benützung des Sepik und der weitere Anschluß zu Pferde. Da die Pfade gut sind und das Gras hier nieder ist, so muß man in ein oder zwei Tagen vom Fluß aus in die Vorberge des Küstengebirges gelangen.

Der Forscher zog dann nordwärts über die hohen westlichen Berge des Prinz-Alexander-Gebirges, die in dichtem Nebel steckten. Nach steilem Abstieg wurde ein Bach erreicht, der durch die reichlichen Zuflüsse bald zum Fluß answoll. Drei Tage lang watete die Expedition im Fluß, der bei der dichten Vegetation die einzige Möglichkeit des Wanderns bot, und nur einmal wich sie davon ab, um zwei auf Grathöhen gelegene Gebirgsdörfer zu besuchen. Dann ging es wieder hinunter in den Ualib, und der sehr ungleichen Tiefe wegen wurde im oben erwähnten Kostüm der Eingeborenen der Marsch teils watend, teils schwimmend zurückgelegt. Schließlich mußte der Klamm- bildung und Wasserfälle wegen die Schlucht verlassen werden, und nach Überschreitung von Höhenrücken gelangte die Expedition in andere Täler, wo eine dichte Vegetation mit ihren zahllosen Blut- egeln, von denen es geradezu „regnete“, den Marsch wenig angenehm gestaltete. Schließlich wurde doch der dicht mit Unterholz bewachsene Hochwald der Ebene erreicht, dem verschifften Flußbett folgend er- reichte man Sagosümpfe, Brackwasser und schließlich das in der Land- schaft Sauóm gelegene Dorf Mutún. Eine viertägige Wanderung im Sande des Strandes führte nach Eitapé, wo der Dampfer zu erwarten war, der auch nach einwöchentlichem Warten kam.

—e—

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Mitteilungen der Österreichischen Geographischen Gesellschaft](#)

Jahr/Year: 1914

Band/Volume: [58](#)

Autor(en)/Author(s):

Artikel/Article: [Kleinere Mitteilungen. Afrika. Die Ruandabahnprojekte. 177-186](#)